

ZEITSCHRIFT FÜR ÄSTHETIK UND ALLGEMEINE KUNST- WISSENSCHAFT

Begründet von
Heinrich Lützel

Herausgegeben von
Lorenz Dittmann, Saarbrücken
Ursula Franke, Münster
Frank-Lothar Kroll, Erlangen
Maria Moog-Grünwald, Tübingen

In Verbindung mit
Eric Bolle, Enschede

Sonderdruck

„NATÜRLICHE KONSTRUKTIONEN“:
NEUERE VERSUCHE ZUR ENTPARADOXALISIERUNG IN
PHILOSOPHIE, NATURWISSENSCHAFTEN UND ÄSTHETIK

Von *Joachim Schummer*

Daß uns das Wort „Natur“ heute so ungemein sympathisch erscheint, ist keiner Werbeagentur entgangen. Doch nicht die unberührte Südseeinsel ist deren feilgebotene Ware, sondern das fein drappierte Haarschampoo im Vordergrund. So gewinnt die sorgsam abgestimmte Mischung aus Wirk- und Duftstoffen, aus Detergentien, Stabilisatoren und Konservierungsmitteln auf assoziativem Wege ein Stück unserer Sympathie, die wir der funktionalen Stoffmischung nicht ohne weiteres zu schenken bereit sind. Es sei denn, sie wäre selber als natürlich deklariert, als ein Extrakt aus jener Südseeinsel, ein Destillat unserer naturromantischen Sehnsüchte.

Zwar sind naturromantische Strömungen in unserer neuzeitlichen Kulturschichte fast durchgängig bekannt, doch die Sehnsucht nach Geborgenheit im Schoße der Natur ist heute überlagert von einer begründeten Sorge, daß uns nicht nur diese Refugien für immer verloren gehen könnten, sondern daß auch unsere biologischen Lebensgrundlagen bedroht sind. Naturromantik im Zeichen der „ökologischen Krise“ wird so zur naturphilosophisch-kritischen Hin- und hertragung unserer Naturbegriffe und -verhältnisse.

„Natur“ im Umbruch¹ ist der vielversprechende Titel einer Sammlung von Beiträgen, die diese Hinterfragung aus philosophischer, naturwissenschaftlicher und kunsttheoretischer Sicht im Rahmen des Stuttgarter und Tübinger Sonderforschungsbereichs „Natürliche Konstruktionen“ in Angriff nehmen. Die Problemkomplexität und die Vielschichtigkeit unserer Naturbegriffe rechtfertigen eine heterodisziplinäre Herangehensweise in besonderem Maße.² Würden nicht organisatorische und kommunikative Probleme dagegen sprechen, dann wäre der Fächerkanon wohl noch zu erweitern gewesen, denn auch Psychologie, So-

1 G. Bien, Th. Gil, J. Wille (Hrsg.): „Natur“ im Umbruch. Zur Diskussion des Naturbegriffs in Philosophie, Naturwissenschaft und Kunsttheorie. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 1994. (problema. Bd. 127). 404 S. DM 68,-.

2 Unter den vielen in jüngster Zeit erschienenen Sammelbänden zum Naturbegriff seien besonders herausgehoben die zwei Kongreßbände: Zum Naturbegriff der Gegenwart. Kongreßdokumentation zum Projekt „Natur im Kopf“, Stuttgart, 21. –26. Juni 1993. 2 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt 1994, an denen auch die Herausgeber von „Natur“ im Umbruch maßgeblich beteiligt waren.



ziologie, Ökonomie, Theologie, Rechtswissenschaft, Humanbiologie usw. reflektieren gegenwärtig ihre impliziten Naturbegriffe und -verhältnisse.³

Indessen ist Bescheidenheit ein Gebot organisatorischer Vernunft, nämlich solche Fragen herauszupräparieren, bei denen heterodisziplinäres Arbeiten effektive Lösungsansätze verspricht. Es geht in diesem Band also gar nicht darum (wie es der Titel suggerieren könnte), neue radikale Umbrüche eines Naturverständnisses zu dokumentieren: von der ökozentrischen Ethik über deep-ecology-Bewegung, Öko-Feminismus und pantheistische Schöpfungstheologien bis zu diversen Esoteriken. Und es geht auch nicht um die radikale Hinterfragung von und Alternativen zu traditionell angelegten physikalistischen oder gar technologischen Naturvorstellungen, wie es der Umschlagstext ankündigt. Statt dessen läßt sich als Leitthema der meisten Beiträge die (durch den SFB-Titel vorbereparierte) Frage formulieren: Wie ist die scheinbare *contradictio in adjecto* in der Rede von „natürlichen Konstruktionen“ auflösbar, bzw. wie läßt sich zwischen dem vermeintlichen Gegensatzpaar Natur und Technik eine Vermittlung finden? Faßt man Natur als das Nicht-Gemachte, das Gewachsene bzw. im Aristotelischen Verständnis als dasjenige, das das Prinzip seiner Bewegung und Entwicklung in sich selber trägt, und Konstruktionen bzw. Technik als das von Menschenhand gemachte, dann ist der Widerspruch offenkundig. Der Band bietet vier Ansätze zur Auflösung des scheinbaren Widerspruchs an, die ich im folgenden diskutieren werde: den erkenntnistheoretischen, den physikalistischen, den naturteleologischen und den ästhetischen Ansatz, wobei letzterem, dem vorliegenden Kontext gemäß, ein größerer Raum gegeben wird.

1. Erkenntnistheoretische Enparadoxalisierung

Der erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Ansatz (vertreten durch P. Janich, K. Kornwachs, M. Weingarten, M. Gutmann, T. Gil und z. T. T. Zoglauer) entwickelt den Naturbegriff primär aus dem *erkenntnistheoretischen Naturverhältnis* der Naturwissenschaftler zu ihren Erkenntnisgegenständen. Nicht die jeweiligen naturwissenschaftlichen Ergebnisse, sondern die kognitiven, instrumentellen und sozialen Bedingungen zur Ermöglichung solcher Ergebnisse be-

³ Exemplarisch für jede der Disziplinen seien genannt: H.-J. Seel, R. Siehler, B. Fischerlechner (Hrsg.): Mensch-Natur. Zur Psychologie einer problematischen Beziehung. Opladen 1993; T. Limé: Mensch und Natur. Zum Begriff der Natur in den sozialwissenschaftlichen Theorien der Gegenwart. Köln/Weimar/Wien 1992; H. Immler: Natur in der ökonomischen Theorie. 3 Bde. Opladen 1985/1990; G. Almer (Hrsg.): Ökologische Theologie. Perspektiven zur Orientierung. Stuttgart 1989; K. Bosselmann: Im Namen der Natur. Der Weg zum ökologischen Rechtsstaat. Darmstadt 1992; H. Markl: Natur als Kulturaufgabe. Stuttgart 1986.

stimmen unsere Naturbegriffe, die somit stets „Kulturleistungen“ (Janich, S. 167) sind. „Natur ist immer nur ein *Nachbild* von dem, wie wir als geschichtliche und kulturelle Wesen die Welt sehen“ (Zoglauer, S. 61). Um Naturwissenschaften zu treiben, benötigen wir nach der (von den genannten Autoren vertretenen) *konstruktivistischen Erkenntnistheorie* lebensweltlich verankerte und technisch orientierte Zwecke, technisch vermittelte Instrumente sowie Modelle, die wir von technischen Artefakten auf Natur übertragen. Wenn „unser Verständnis von Natur aus der Fähigkeit stammt, durch Artefakte Naturverständnis überhaupt erst möglich zu machen“, also „unser Naturverständnis von der beherrschbaren Technik bestimmt“ ist (Kornwachs, S. 77, 63), und die neuzeitliche Physik sogar als „reine Technikwissenschaft“ (Janich, S. 167) aufgefaßt werden kann, dann löst sich der Widerspruch der „natürlichen Konstruktionen“ auf, da naturwissenschaftlich erkannte Natur nun als technomorph (re-)konstruierte Natur begriffen werden kann. Diese Auflösung gelingt dem Konstruktivismus, indem er das technomorphe Naturbild nicht metaphysisch postuliert oder durch metaphorische Redeweise etabliert, sondern erkenntnistheoretisch verankert.

Davon unabhängig ist die Frage zu stellen, ob das technomorphe Naturverständnis nicht nur möglich, sondern auch *notwendig* ist. Können wir Natur aufgrund der kulturellen Prägung unserer Naturbegriffe nicht anders als im Modus technischer Konstruiertheit und Beherrschbarkeit auffassen? Da die erkenntnistheoretische Argumentation nur auf naturwissenschaftliche Naturverhältnisse zugeschnitten ist (und hierfür auch nur hinreichende und keine notwendigen Bedingungen angibt), liefert uns der konstruktivistische Ansatz auf diese Frage tatsächlich keine Antwort. Daher kann Zoglauer, ohne mit seinem kulturalistischen Ansatz in Widerspruch zu geraten, fordern: „Wir müssen Abstand davon nehmen, die Natur als ein technisches Objekt zu betrachten. Die Technisierung der Natur hat zur Folge, daß wir glauben, alle Umweltprobleme mit technischen Mitteln lösen zu können.“ (S. 61) In diesem Sinne konstatiert auch Schäfer nach einem kulturgeschichtlichen Durchgang den gegenwärtigen „Umbruch des Naturverständnisses“ als eine Wende zum ethischen Naturverhältnis: „Damit wird nicht die Natur als Objekt der theoretischen Philosophie und auch nicht als Domäne der technisch-praktischen Vernunft thematisiert, sondern sie rückt in die Sphäre des moralisch-praktischen Handelns: Die heutige Naturphilosophie wird Teil der praktischen Philosophie. Dementsprechend stehen auch Prinzipien der Ethik (Verantwortung, Achtung, Ehrfurcht, Friede etc.) im Zentrum.“ (S. 43–44) Allerdings übersteht Schäfer, daß das alte, für ihn paradigmatisch-neuzeitliche Naturverhältnis von F. Bacon bereits eine dominante moralisch-praktische Komponente besaß, insofern es gerade unter das

utilitaristische Prinzip „zur Wohltat und zum Nutzen für das Leben“ (*ad meritum et usus vitae*)⁴ gestellt war. Ein Umbruch des ethischen Naturverhältnisses dürfte daher erst von einer nicht-anthropozentrischen Ethik zu erwarten sein,⁵ die auch nicht-menschlichen Entitäten Eigenrechte auf Existenz und Entfaltung zuschreibt (ohne daß dabei übrigens das von T. Gil beschworene „naturalistische Selbstmißverständnis“ der „Neuen Ethik“ [S. 82] notwendigerweise beklagt werden müßte, wonach diese die kulturelle Bedingtheit ihres Naturverhältnisses übersehe).

2. Physikalistische Entparadoxialisierungsgebärden

„Das Wort ‚Natur‘ ist“ wie Janich (S. 165) betont, „kein terminus technicus der Naturwissenschaften“. Die Reflexion auf Naturbegriffe und -verhältnisse ist entsprechend auch keine (im heutigen Sinne) naturwissenschaftliche, sondern eine philosophierende Tätigkeit, von der sich Naturwissenschaftler im Rahmen einer zunehmenden Spezialisierung bedauernswerterweise immer weiter distanzieren. Das wird leider auch bei fast allen Beiträgen von Naturwissenschaftlern in diesem Band deutlich, denen es nicht um das erkenntnistheoretische Naturverhältnis, sondern um metaphysische Fragen der Naturverfähhbarkeit geht, bzw. genauer um die Frage: ob neuere Entwicklungen der physikalischen Selbstorganisationsstheorie, Synergetik und Chaosforschung eine Ablösung des neuzeitlich-mechanistischen Naturverständnisses darstellen. Zur Klärung dieser Frage im Hinblick auf die beiden Synergetik-Beiträge von R. Reiner und W. Weidlich sowie von H. Haken, W. Wätscher und A. Wunderlin ist vorab zu unterscheiden zwischen einem populistischen und einem physikalischen Verständnis mechanistischer Weltdeutung.

Die *Physik* bietet (seit ca. 300 Jahren) einen axiomatisierbaren mathematischen Apparat an, mit dem die Randbedingungen eines jeden *vorgestellten* mechanischen Systems vollständig durch Differenzialgleichungen erfaßt werden können. Daraus wurde die *populistische Vorstellung*, daß unsere Welt tatsächlich einem vorstellbaren mechanischen System entspräche und vollständig erfaßt werden könne. Die *Physik* kann sich mechanische Systeme ausdenken, deren Randbedingung zwar entsprechend erfaßbar, deren Dynamik bzw. zeitliche Entwicklung jedoch nicht physikalisch beschreibbar ist, weil die Differenzial-

gleichungen nicht mathematisch gelöst werden können. Die einzigen beschreibbaren Systeme sind eigentlich nur das einfache Pendel und zwei Körper im schwerelosen Raum sowie näherungsweise einige einfache mechanische Systeme, die man in der Modellvorstellung noch einmal (also durch doppelte Idealisierung) geschickt vereinfacht. Daraus wurde die *populistische Vorstellung*, der Lauf unserer Welt sei determiniert und von der Physik vollständig beschreibbar und vorausberechenbar. Als der Physiker und Mathematiker Poincaré vor ca. 100 Jahren die Beschreibungsfähigkeit der Physik für die meisten ihrer mechanischen Systeme, der sogenannten „nicht-integrablen“ Systeme, systematisch herausarbeitete, da war das populistische Bild schon soweit zementiert, das er kaum Beachtung fand.

Heute greift man auf Poincarés Untersuchungen der nicht-integrablen Systeme zurück, weil wir durch die Rechenleistung von Computern eine Möglichkeit besitzen, deren Differenzialgleichungen zwar nicht exakt aber doch bei entsprechender Rechenleistung näherungsweise zu lösen. Dadurch können sich Physiker mit ihrem traditionellen Ansatz zum ersten Mal an die Beschreibung etwas komplizierterer mechanischer Systeme wagen: Doppelpendel, Drei-Körper-Systeme usw., also alle Systeme die ein sogenanntes „deterministisches Chaos“ zeigen. Die Physik hat also lediglich durch Einsatz von Rechenmaschinen ihren praktischen Beschreibungsbereich erweitert; von einem neuen Naturverständnis kann hier – im nicht-populistischen Sinne – überhaupt keine Rede sein, sondern lediglich von einer Ausdehnung des alten. Das würde auffallen, wenn die sogenannten physikalischen „Selbstorganisationsstheoretiker“ eine begrifflich sauberere Definition ihres Selbstorganisationsbegriffs geben würden. Anstelle einer Kennzeichnung „selbstorganisierender Systeme“ werden lediglich Voraussetzungen genannt (nicht-lineare Wechselwirkungen, Abstand vom thermodynamischen Gleichgewicht, energetische Offenheit des Systems (S. 178, 197), die eigentlich auf alle realen physikalischen Systeme zutreffen, soweit sie nicht – wie man es traditionell tat – durch großen experimentellen Aufwand minimiert bzw. gedanklich eliminiert werden.

Die beachtenswerte Leistung der Synergetik besteht nicht in einem neuen Naturbegriff, sondern in der Anleitung zur raffinierten Konstruktion von Näherungsmodellen für ansonsten physikalisch zu komplizierte Systeme, wie es sehr schön in dem Beitrag von Reiner und Weidlich erläutert wird. Dabei werden, von einer mikroskopischen Betrachtung ausgehend, auf geschickte Weise wenige Parameter selektiert, die zur strukturellen Beschreibung des Systems näherungsweise ausreichen. Warum bei diesem physikalischen Modellierungsansatz die teleologische Rede von den *sich selbst organisierenden* Systemen mit

⁴ F. Bacon: Neues Organon. Hrsg. und eingel. von W. Krohn. Hamburg 1990. Bd. I. S. 32 f.

⁵ Schäfer vertritt hingegen selber eine anthropozentrische Position in der ökologischen Ethik, die er mit Bezug auf Kant in bisher umfassendster Weise ausgebaut hat in: Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur. Frankfurt am Main 1993.

„operativer Geschlossenheit“ (S. 181 ff.) oder die Reduktionismus-Hollismus-Diskussion (S. 184 ff.) eine Rolle spielen soll, ist vom philosophischen Standpunkt aus überhaupt nicht erkennbar. Der Beitrag der Synergetik zur Entparadoxialisierung der „natürlichen Konstruktionen“ könnte daher lediglich in der Reformulierung des von Kant geprägten physikalischen Naturbegriffs bestehen, wonach Natur dasjenige ist, was sich mit physikalischen Gesetzen beschreiben läßt – und das ist eben völlig unabhängig von seiner eventuellen Konstruiertheit.

3. Naturteleologische Entparadoxialisierung

Bedeutsamer als die Aufsätze zur Synergetik scheint mir der biologische Beitrag von W. F. Gutmann und K. Edlinger zu sein, die eine zum klassischen und neo-darwinistischen Ansatz konkurrierende Evolutionstheorie entwickeln. Anstelle des ausschließlich in kausalen Termini rekonstruierten Prozesses von (zufälliger) Mutation und Selektion nach Kriterien der Anpaßbarkeit an vorgegebene Umwelten rekonstruieren die Autoren weite Bereiche der biologischen Evolution unter Berücksichtigung der aktiv-konstruktiven Leistung von Organismen. Diese können demnach von einem frühen, präbiotischen Stadium an sowohl aktiv ihre Umwelten mitgestalten als auch eine funktionale Differenzierung ihrer eigenen Binnenstruktur vornehmen. Erst wenn man neben kausalen Faktoren auch teleologische Momente zuläßt, wie es die Autoren mit Verweis auf Whiteheads Prozeßphilosophie zu tun scheinen, wenn sie z. B. von „intrinsisch aktiven Einheiten“ (S. 118) oder „subjekt[afte]n] Entitäten in Aktion“ (S. 127) sprechen, macht die Rede von „operativer Geschlossenheit“ und „Selbstorganisation“ Sinn. Fraglich bleibt allerdings, ob die Autoren Whitehead auch soweit folgen, daß sie neben den prozeßhaften *actual entities*, den *evolving entities*, den quasi-theologischen finalen Bezugsrahmen, für den Evolutionsprozeß akzeptieren. In jedem Falle wird der scheinbare Widerspruch der „natürlichen Konstruktionen“ hier dadurch aufgelöst, daß die biologische Natur als Selbstkonstrukt bzw. Autopoiesis verstanden wird.

4. Ästhetische Entparadoxialisierungen

Während die bisher diskutierten Ansätze zur Entparadoxialisierung (mit Ausnahme des physikalistischen) darin bestehen, dem Natürlichen auf verschiedene

Weise einen Konstruktcharakter zuzuschreiben, läßt sich die ästhetische Auflösung allgemein als Versuch verstehen, das Naturhafte ganz unabhängig von seiner Konstruiertheit oder Nicht-Konstruiertheit zu bestimmen in einem besonderen sinnlichen Wahrnehmungscharakter. Wenn Artefakte der Kunst (oder neuerdings: der fraktalen Geometrie) in analoger Weise als naturhaft erfahren werden können wie Pflanzen, Tiere, Landschaften usw., dann ist „natürlich“ im ästhetischen Sinne kein Prädikat mehr zur metaphysischen Kennzeichnung im Aristotelischen Sinne. Mit entsprechender Konsequenz müße sich dann auch die scheinbar paradoxale Rede von „unnatürlichen Naturgegenständen“ aufheben lassen. Zur terminologischen Klarheit verwende ich im folgenden „naturhaft/naturwidrig“ für „natürlich/unnatürlich im ästhetischen Sinne“ und „natürlich/artifiziell“ für „natürlich/unnatürlich im metaphysischen Sinne“.

Der Band enthält fünf naturästhetisch relevante Beiträge: zwei mathematisch-naturwissenschaftliche Deutungsangebote zum Naturhaften bzw. Naturschönen (P. Frankhauser, F. Cramer), zwei aufschluß- und detaillierte Aufsätze zur Geschichte des ästhetischen Naturverhältnisses in der Kunst (J. Zimmermann) und im Städtebau (V. Hammerschmidt) sowie einen dekonstruktivistischen Vorschlag für Natursurrogare in der Architektur (U. Schwarz).

Für Frankhauser bietet die fraktale Geometrie von Mandelbrot (in die sein Aufsatz übrigens sehr schön einführt) eine neue Möglichkeit, bestimmte natürliche Gegenstände und Prozesse zu simulieren, um dabei Ordnungsprinzipien sichtbar zu machen, die bisherigen naturwissenschaftlichen Modellierungen verschlossen sind. Die Computersimulationen basieren dabei sowohl auf einem mathematischen Ordnungsprinzip (eine Rekursionsformel, die durch einen Parameter variiert werden kann) als auch auf einem Zufallselement. Für den vorliegenden Zusammenhang ist entscheidend, daß die visuelle Kontrolle eingesetzt werden kann, um unter verschiedenen Simulationsläufen die gewissermaßen „naturhafteste Simulation“ nach rein ästhetischen Kriterien auszuwählen. Während damit einerseits der ästhetischen Wahrnehmung eine erkenntnisinstrumentelle Funktion für die Auffindung von Ordnungsprinzipien zugesprochen wird – hier wird mit Recht auf Baumgarten verwiesen –, kann der Ansatz andererseits auch zur freien künstlerischen Gestaltung des ästhetisch kontrollierten Naturhaften verwendet werden. Interessanterweise ist eine solche Gestaltung des Naturhaften keine Konstruktion im strikten Sinne, da sie stets auch Zufallsmomente gezielt integriert.

Nicht das Prinzip der Naturhaftigkeit, sondern das mathematische Gesetz der schönen Formen (des Natur- wie des Kunstschönen) meint F. Cramer im Goldenen Schnitt, in der Fibonacci-Reihe sowie in exponentiellen Kurvenver-

läufen wiedergefunden zu haben, weil in den entsprechenden statischen Formen die Prozessualität des natürlichen Wachstums zum Ausdruck komme. Mit der kulturhistorischen Unbekümmertheit mancher Naturwissenschaftler glaubt er: „Die Kulturgeschichte würde uns wahrscheinlich lehren, daß der Mensch die Formen der Natur seit jeher mit gewissen Empfindungsqualitäten... assoziiert hat, die wir ästhetisch nennen können.“ (S. 264) Und er glaubt sagen zu können: „ja man darf sagen, daß unser Wahrnehmungsgesetz auf das Erkennen der Schönen Form... ‚programmiert‘ ist“. Das Ganze wird garniert mit einer dualistisch-naturmystischen Einbindung – um nicht zu sagen: Verklung – der physikalischen Theorie des „deterministischen Chaos“: „Der Naturprozeß verläuft nach dem antagonistischen Prinzip von ‚Schwingen‘ (normales Pendel, stabile Struktur, Ordnung) und ‚Kippen‘ (Doppelpendel, Übersprung zum Neuen, Chaos).“ (S. 265) „Schönheit entsteht überall dort, wo das Chaos in die Ordnung, wo Ordnung in Chaos mündet.“ (S. 259) Anstelle der hier gebotenen Textauswahl aus einem populärwissenschaftlichen Buch,⁶ die zur Entparadoxalisierung der „natürlichen Konstruktionen“ im übrigen gar nichts beiträgt, wäre ein reflektierter und begrifflich sauberer Beitrag zur Naturästhetik wünschenswert gewesen, wie er z. B. von Martin Seel⁷ oder von Gernot Böhme⁸ vorliegt.

Daß das ästhetische Naturverhältnis zumindest von bildenden Künstlern tatsächlich äußerst facettenreich und wandelhaft ist, demonstriert Zimmermanns exemplarischer Durchgang durch die Kunst der Moderne von C. D. Friedrich, Turner, Monet und Cézanne über den Futurismus, Duchamp, Mondrian, Kandinsky, Klee, Ernst bis zur Gegenwartskunst bei Bacon, Warhol, Peik, Christo, Long sowie einer Kunst im Zeichen der „ökologischen Wende“ bei Jochims und Beuys.⁹ Daran wird verdeutlicht, daß die Kunst der Moderne weder als schrittweise Abnabelung des Naturbezugs hin zu einer „autonomen Bildkonstruktion“ (S. 288) verstanden werden kann, noch eine einheitliche Naturkonzeption aufweist, sondern im Rahmen einer „Dialektik von Natur und Anti-

⁶ F. Cramer, W. Kaempfer: Die Natur der Schönheit. Frankfurt am Main 1992; unredlicherweise ist weder der Textnachweis noch der Mitverfasser genannt!

⁷ M. Seel: Eine Ästhetik der Natur. Frankfurt am Main 1991.

⁸ G. Böhme: Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt am Main 1989; ders.: Natürlich Natur. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt am Main 1992; zur kritischen Auseinandersetzung mit neueren naturästhetischen Angeboten von Naturwissenschaftlern vgl. auch G. Böhme: „... wodurch die Natur in ihren schönen Formen figurlich zu uns spricht“. In: Zum Naturbegriff der Gegenwart (Ann. 2) Bd. 2. S. 39–58.

⁹ Diese Untersuchung der jüngeren Kunstgeschichte ist gleichsam Ergänzung und Anschluss an J. Zimmermann: Zur Geschichte des ästhetischen Naturbegriffs. In: Ders. (Hrsg.): Das Naturbild des Menschen. München 1982. S. 118–58.

Natur“ (ebd.) eine Vielfalt neuer Naturverhältnisse entwickelt hat. An vielen der im weitesten Sinne „natur-affirmativen“ Beispiele (Cézanne, Kandinsky, Klee, Ernst, Long) wird m. E. auch deutlich, daß die Kunst auf besonders sensible Weise um Auflösungen der Paradoxie der „natürlichen Konstruktionen“ gerungen hat. Insofern sich gegenwärtig eine ökologische Wende des Naturverständnisses abzeichnet hin zu Natur als dem „Unberührten“, dürfte sich die paradoxale Spannung erheblich verschärfen und damit unter Umständen auch einen „Umbruch der Kunst“ (S. 329) anregen. Die beiden von Zimmermann ausgewählten Beispiele (Jochims nur noch meditativ zu erfahrene Naturgegenstände und Beuys öko-politische Aktionskunst) lassen sich in diesem Sinne tatsächlich als zwei ganz unterschiedliche Versuche interpretieren, neue (affirmative) Künstler-Verhältnisse zur „unberührten“ Natur zu finden.

Das Spannungsverhältnis zwischen Natur und Konstruktion ist uns nirgendwo so lebensnah wie in unseren Wohn- und Lebensbereichen. Der Aufsatz des Architekturhistorikers Hammerschmidt führt uns (mit vielen aufschlußreichen sozialhistorischen Hintergründen versehen) in die Geschichte der städtebaulichen Versuche zur Entparadoxalisierung der „natürlichen Stadt“ ein und liefert damit zugleich einen Beitrag zur Geschichte der „angewandten Naturästhetik“. Die theoretischen Grundlagen sind einfach und überzeugend: Das Prädikat „naturhaftig“ dient in Anwendung auf Naturlandschaften der Zuschreibung verschiedener und historisch wechselnder ästhetischer Eigenschaften: „Paradieshaftigkeit“ (der Landschaftspark), Bedrohung und Größe (das Hochgebirge, die See), Ewigkeit (die Sterne), Vertrautheit (die bäuerliche Kulturlandschaft)...“ (S. 367). Gelingt es, solche Eigenschaften „metonymisch durch Übernahme von ‚Natur‘-Elementen oder ikonisch durch Übernahme eines Kompositionsprinzips“ (ebd.) in der Stadt zu realisieren, dann ist damit eine naturhafte „Stadtlandschaft“ gestaltet. Hammerschmidt illustriert das unter anderem an Stadtplanungen von Paris und London seit Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbild des Landschaftsgartens; den bürgerlich-kulturkritischen Rückzügen in „Villen“ und „Landhäuser“ am Stadtrand; den monumentalen Stadtlandschaftskosmen von Taut und Scheerbar; den futuristisch inszenierten Stadtlandschaftskulissen für die Autobahnperspektive bei Le Corbusier; der nationalsozialistischen „organischen Baukunst“; der neueren „Rehabilitierung der vormodernen Stadt“ aus „Sehnsucht nach dem Verraten“ (S. 383) im Anschluß an die Hochhausstrabantenstädte der 1960er Jahre; den „dekonstruktivistischen“ Wohnparks, die Naturhaftigkeit durch „Disjunktion und Fremdheit“ (S. 385) vermitteln sollen. Ähnlich wie bei Zimmermann wird hier die historische Wandelbarkeit des ästhetischen Naturverhältnisses offensichtlich.

Der Beitrag von Schwarz ist um eine Reformulierung des Konzepts des Erhabenen bemüht,¹⁰ das er im Anschluß an Adorno in der Erfahrung des „Unverfügbaren“ verankern möchte, die insbesondere durch eine „dekonstruktivistische“ Architektur realisierbar sei. Während sich für Kant „im Erhabenen die Überlegenheit der menschlichen Vernunft gegenüber der Natur“ offenbare, das Erhabene also nur „Indiz fortgeschrittener Naturbeherrschung“ und somit „subjektzentriert“ (S. 336 f.) sei, müsse das „neu interpretierte Erhabene ... die Rekonstruktion des Anderen in seiner Unverfügbarkeit“ (S. 338) sein. Da wir schon längst an einer „restlosen Inbesitznahme und Nutzbarmachung der Naturressourcen und Naturräume“ (S. 341) arbeiten, schwinden die Möglichkeiten, das Erhabene im Sinne des „Unverfügbaren“ in der Natur zu erfahren. Diese Erfahrung sei gerade nicht durch ökologische Schutzeingriffe oder gärtnerische Pflege (auch nicht im Sinne von G. Böhmes ökologischer Naturästhetik) rückgewinnbar. Das „Unverfügbare“ lasse sich hingegen architektonisch „herstellen“ (S. 346) durch Konstruktionen, die die „Erfahrung des Undurchdringlich-Labyrinthischen“ (S. 348) vermitteln, durch „räumliche Verwirrung und Richtungsverlust, die sich beim Betrachter umsetzen in Desorientierung, Schwindelgefühl und Angst“ (S. 349). Durch solche Erfahrungen werde man geführt zu einem „anderen Umgang mit der inneren Natur, die sich als Verborgenheit von Ich und Nicht-Ich konstituiert“ (S. 354), so daß man „das Andere als Eigenes erkennt und anerkennt“ (S. 355).

Schwarz formuliert damit zwar eine mögliche und vielleicht auch wichtige ästhetische Erfahrung, indessen scheint mir die ganze Argumentation doch auf toten Füßen zu stehen. Weil ähnliche Argumentationen gegenwärtig häufig anzutreffen sind, sind dazu abschließend einige kritische Bemerkungen angebracht.

„Unverfügbarkeit“ läßt sich im engeren funktionalen Sinne als Gebrauchslöslichkeit oder im weiteren semantischen Sinne als begriffliche Nicht-Faßbarkeit verstehen. Im ersten Fall wäre eine Müllhalde der Prototyp zur Erfahrung des Erhabenen; das dürfte hier wohl kaum gemeint sein. Im zweiten Fall ist die Dynamik des semantischen Apparats bzw. (in [post]strukturalistischer Terminologie) unseres Codes zu berücksichtigen: Was heute noch „unverfügbar“ erscheint, kann morgen schon in den Code einverleibt sein – falls es nicht schon längst durch die Klischees des „Labyrinthischen“, „Beangstigenden“ usw. geschehen ist. Und die semantische bzw. semiotische Dynamik verläuft in der Regel schneller als die naturgemäß relativ träge Architekturdynamik. Falls mit

„Unverfügbarkeit“ hingegen eine *prinzipielle* Transzendenz gemeint ist, dann wäre zu prüfen, ob die architektonischen Inszenierungen überhaupt als *Natur*surrogat verstanden werden können (der Nachweis der entsprechenden *neuen* Naturerhabenheitserfahrung steht ja noch aus!); oder ob es bei der geplanten Transzendenz Erfahrung nicht vielmehr um ein Religionsurrogat geht, für das wir mit der inneren Versöhnung „des Anderen in uns selbst“ noch ein quasi-christologisches Angebot erhalten. Gegen selbsternannte Architekten-Priester wäre jedenfalls das Recht auf Religionsfreiheit einzufordern.

Faßt man die Erfahrung der „Unverfügbarkeit“ im Sinne von Seels Naturästhetik (auf die sich Schwarz u. a. auch explizit bezieht [S. 343]) als *ästhetische Kontemplation*, bei der sich der Wahrnehmende interessiert und ohne Sinnbezüge dem freien Erscheinungsspiel vollzugsorientiert öffnet,¹¹ dann wird deutlich, daß Kontemplation in diesem Sinne *ein subjektiver Wahrnehmungsmodus* ist, der gerade von der besonderen Art der Wahrnehmungsgegenstände absieht. Folglich kann dieser Wahrnehmungsmodus auch nicht durch äußere Inszenierungen gezielt herbeigeführt, sondern nur als (innere) Wahrnehmungsweise geübt werden. Allerdings sind Naturgegenstände bzw. -räume nach Seel dadurch bevorzugt, daß sich an ihnen dieser Wahrnehmungsmodus mangels störender Einflüsse leichter einnehmen läßt, während Artefakte durch ihre aufdringlichere Sinn- und Zweckbezüglichkeit eher störend wirken. Zwar heißt es: „Es muß nicht Natur sein“, wie Seel von Schwarz korrekt zitiert wird (S. 344, Seel 1991, S. 62), aber später: „Natur [ist] andererseits das unersetzliche Paradigma“, denn die ästhetische Kontemplation „steht ab von allem, was kulturelle Intention an ihren Gegenständen und Umgebungen ist“ (Seel 1991, S. 69). Das Ausgangsparadox der „natürlichen Konstruktionen“ wird daher bei Schwarz bei genauerer Betrachtung zum Paradox der „*intendierten Intentionlosigkeit*“. Dieses Paradox dürfte aber auch mit architektonischen Mitteln nicht mehr auflösbar sein, und erst recht nicht mit aufdringlichen Verwirrungsszenarien. Denn entweder ist der um Kontemplation bemühte Betrachter eines Bauwerks architekturtheoretisch rickundig, und dann drängt sich ihm die (kulturelle) Intention des Architekten zur Verwirklichung (post-)moderner Architekturkonzepte auf. Oder er ist unkundig und wird von der Frage geplagt, welche Intentionen der Architekt mit seinem Bauwerk wohl verfolgt habe. In keinem Falle gelingt es dem Architekten, sich hinter seinem Bauwerk zu verstecken. Die (post-)moderne Enparadoxialisierung der „intendierten Intentionlosigkeit“ bleibt daher eine in begrifflicher Vagheit verhüllte Fiktion auf düftiger philosophischer und psychologischer Grundlage.

¹⁰ Zur neueren Diskussion über die Ästhetik des Erhabenen vgl. C. Pries (Hrsg.): Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn. Weinheim 1989; W. Welisch, C. Pries (Hrsg.): Ästhetik im Widerstreit. Interventionen zum Werk von Jean-Francois Lyotard. Weinheim 1991.

¹¹ Vgl. M. Seel: a. a. O. (Anm. 7), Kap.